

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 24. Bromberg, den 4. Februar 1926.

Der Globus-Apotheker.

Ein humoristischer Reiseroman von Heinz Welten.

(29. Fortsetzung.)

Am nächsten Morgen lachte die Sonne vom wolkenlosen Himmel. Frau Enkelmann und Minchen standen fix und fertig im Hausflur und harrten der kommenden Dinge. Sie trugen wieder ihre groß karrierten Reisekleider, doch waren die Röcke jetzt geschlitzt und seitlich aufgeknöpft, so daß sie zu weiten Rockhosen geworden waren. Wißbegierige konnten feststellen, daß beide Damen über stuttliche Waden verfügten, die unmittelbar über dem Knöchel ansetzten. Die hohen teuren Schnürstiefel, die sie in Berlin gekauft hatten, schmiegten sich den Beinen gut an und betonten die Plastik ihrer Reize. Auch die Lodenhüte mit den grünen Schleiern hatten sie aufgesetzt und die gelbbraunen Ledertaschen hingen an breiten Riemen quer über der Brust. Sie machten einen durchaus respektablen Eindruck und die Schuljugend von Reykjavik, die sich dem Hotel gegenüber aufgestellt hatte, um an der abreitenden Karawane ihre Kritik zu üben, fand nichts auszusetzen.

Sie mußten eine Weile warten. Dr. Heinicke war früh aufgestanden und schon zu Zoega gegangen. Auch der Apotheker war nicht mehr im Hotel. Er mußte noch einen wichtigen Gang besorgen, wie er dem Oberlehrer verraten hatte. Hedda war noch in ihrer Kammer bei der Toilette. Nur Herr Elterlein saß in der Gaststube und frühstückte.

Endlich kam Dietrich Overweg aus einer Seitenstraße. Er hatte das Ölzeug angelegt und den Südwester aufgesetzt. Auch trug er die langen Reitstiefel. Neben ihm lief ein junger dicker, schwarzlockiger Mann in brauner Manchesterhose, brauner Sammetjacke und einem rotseidenen Halstuch, das in einer Künstlerschleife zusammengebunden war. Der Schwarzlockige trug eine photographische Kamera und ein Stativ in der einen Hand und unter dem anderen Arm ein schwarzes Tuch, dessen Enden im Staube nachschleppten.

„Guten Morgen!“ sagte Overweg, „das hätte ich fast vergessen. Wir müssen uns auf den Pferden photographieren lassen. Ein Glück, daß ich noch zuletzt daran gedacht habe.“

„Du denkst doch an alles, lieber Dietrich,“ begrüßte ihn Tante Therese liebenswürdig. „Ja, wenn wir dich nicht hätten.“

Sie hatte beschlossen, über die nächtlichen Vorgänge den Mantel christlicher Nächstenliebe zu breiten. So hatte sie es auch beim seligen Oberpostsekretär immer gehalten und es war das Beste gewesen.

„Schönen Guten Morgen! Sind Sie aber früh auf!“ Hedda Vulpius trat über die Schwelle. Sie trug ein dunkelblaues Reitkleid, dessen Schleppe sie über den Arm gelegt hatte, gelbe Reitstiefel und einen kleinen schwarzen Herrenhut mit dunkelblauem Schleier. Sie sah bildhübsch aus. Zugleich mit ihr kam Herr Elterlein, der für den Ritt keine besondere Toilette gemacht hatte. Nur ein Paar lange Stiefel hatte er angezogen, in denen die Hosenbeine steckten. Auch hatte er eine Reitmütze aufgesetzt.

„Schnell, schnell! Wir wollen uns alle auf den Pferden photographieren lassen. Sie kommen gerade zurecht.“

Der Apotheker lief geschäftig hin und her. „Stellen Sie sich bitte gleich hin, damit der Photograph einstellen kann. Es wird ein Gruppenbild.“

Es mußte sehr schnell gehen; denn dann wollte er auch noch ein Bild von sich allein haben und viel Zeit durfte man mit dem Photographieren nicht verlieren. Dr. Heinicke hatte gesagt, sobald er mit den Pferden käme, würde er nach der Uhr sehen. Fünf Minuten wolle er bewilligen, dann aber müßten sie sofort abreiten.

„Warum sollen wir uns jetzt hinstellen? Die Pferde sind noch gar nicht da“, fragte Herr Elterlein.

„Der Photograph muß erst einstellen,“ drängte der Apotheker. „Das kann er sehr gut jetzt machen. Nachher setzen wir uns nur auf und er knipst. Er macht das immer so.“

„Warum wollen wir das Ganze nicht lassen, bis wir zurückkommen? Dann ist auch noch Zeit dazu.“ Hedda war keine Freundin von Gruppenbildern.

Overweg wurde ungeduldig. „Weil man niemals wissen kann, was später sein wird. Vielleicht regnet es später oder es kommt ein Erdbeben. So etwas kommt hier vor. Oder irgend etwas anderes passiert. Dann haben wir wenigstens das Bild.“

Das laute Klappern von Pferdehufen machte der Unterhaltung ein Ende. Dr. Heinicke bog um die Ecke. Er saß auf einem isabellfarbenen Pony, das auf zierlichen Beinen tänzelte und unaufhörlich den Kopf bewegte. Er hielt die Zügel straff und gab Schenkeldruck, um sich als geübter Reiter zu zeigen. Hinter ihm trabten zahlreiche Ponys, die teils Sattelzeug, teils Kisten trugen, teils ganz frei liefen. Als letzte kamen zwei hochgewachsene Männer, ein junger Blondkopf mit ruhigem, magerem Gesicht und klugen Augen und ein Alter mit grauem Fischerbart, breiter Stirn und durchfurchtem, verwittertem Gesicht.

Dr. Heinicke stellte den Jüngern vor. „Herr Student Gudmundson. Herr Gudmundson spricht deutsch und wir werden sehr gut mit ihm auskommen. Unser Führer heißt Sigfuß Eynarson; er spricht nur isländisch und ein wenig dänisch.“

Gudmundson war abgestiegen, reichte allen die Hand. Eynarson blieb im Sattel und hielt mit Hilfe seiner langen Hetzpeitsche die Pferde beisammen. Jetzt trieb er drei Ponys, die nur Wolldecken und breite Lederriemen trugen, an den Hausflur. An jedem Lederriemen waren vier eiserne Haken befestigt, je zwei an einer Seite. Mit Hilfe der Hotelmädchen brachte Gudmundson die Kisten aus dem Hausflur und befestigte sie an den Haken, so daß jedes Pferd zwei Kisten zu tragen hatte. „So“, sagte Dr. Heinicke, „nun suchen Sie sich bitte unter den gesattelten Pferden ein passendes aus und sitzen Sie auf, damit wir abreiten können.“

Hedda Vulpius saß im Sattel. Sie hatte nicht wählen müssen, da nur ein Pferd einen Damensattel trug. Elterlein half ihr beim Aufsitzen und stieg dann selbst in den Sattel. Overweg suchte sich das größte Pferd, seiner langen Beine wegen. Dennoch war es noch so klein, daß er, wenn er die Beine streckte, auf beiden Seiten den Boden berührte. Gudmundson mußte ihm die Steigbügel ganz lang schnallen; dann ging es gerade noch.

Frau Enkelmann und Minchen standen ratlos neben zwei zottigen, sauborstigen Tieren, die verschlafen dreinschauten. Ihnen war ganz gleichgültig, welches Pferd sie wählen sollten. Wichtiger war, wie sie hinaufkommen würden. Von Overweg war Hilfe nicht zu erwarten. Er war froh, daß er selbst im Sattel saß. Gudmundson trat zu ihnen, faßte ein Pferd am Zügel und legte die andere Hand an den Sattel.

„Wenn die Lady auf meine Hand treten will, kann sie aufsitzen. Die Lady braucht sich nur einen kleinen Schwung zu geben und das Bein hinüberlegen. Es ist ganz leicht."

Minchen wollte es versuchen; doch ihre Mutter hielt sie zurück.

„Nein, so geht das nicht. Der Herr kann das nicht aushalten. Du bist viel zu schwer dazu. Auch fällst du gleich auf der anderen Seite wieder herunter."

Die dicke Wirtin, die vor die Tür getreten war, um sich von ihren Gästen zu verabschieden, weidete sich eine Zeitlang an ihrer Ratlosigkeit. Nicht einmal auf einem Pferd konnte die Lady sitzen. Aber nachts drängt sie sich in eine fremde Schlafkammer und stört eine andere Lady im Schlaf!!

Doch dann siegte ihr gutes Herz. Sie rief ihre beiden Mägde. Mit deren Hilfe und unter der Assistenz von Gudmundson wurden endlich auch Frau Enkelmann und Minchen in den Sattel befördert.

„Avanti!" rief Dr. Heinicke und setzte sich an die Spitze.

„Noch nicht! Noch nicht!" schrie der Apotheker. „Wir müssen erst photographiert werden."

Der Oberlehrer hielt sein Pferd an. „Schön! Aber es muß schnell gehen."

Der Photograph hatte seinen Apparat aufgebaut und hastete hin und her.

Selbstverständlich mußte Dr. Heinicke als der Leiter der Expedition im Vordergrund in der Mitte sein, neben ihm hielten rechts Overweg und seine beiden Damen, links Hedda und Herr Elterlein. Den Hintergrund bildeten die Packpferde, die von den Führern gehalten wurden. Es wurde eine sehr schöne Gruppe.

„So. Und nun endlich los! Wir haben schon Zeit verloren." Dr. Heinicke konnte es kaum erwarten; auf den Ritt hatte er sich schon lange gefreut.

„Einen Augenblick noch!" rief der Apotheker wieder. „Ich will nur noch ein Bild von mir allein haben. Der Photograph muß nur die Platte wechseln."

Der Lehrer wurde ungeduldig. „Deshalb brauchen wir nicht zu warten. Lassen Sie sich photographieren, so viel Sie wollen. Wir reiten voran und Sie kommen nach. Der Weg geht geradeaus, genau wie gestern!"

„Aber ich kann nicht allein reiten", jammerte Overweg.

„Sie können nicht fehlreiten. Es geht immer geradeaus." Dr. Heinicke ritt wirklich ab. Er hatte lange genug gewartet. Wie auf Kommando setzten sich alle Pferde in Bewegung. Nur Gudmundson hielt seinen Gaul zurück. Er packte des Apothekers Pferd am Zügel, das sich den anderen anschließen wollte.

„Ich warte hier solange, als es dem Herrn recht ist. Wir holen sie schon noch ein."

Overweg nickte. „Sie sind ein braver junger Mann. Wenn Sie sich einmal durchreiten, wenden Sie sich an mich. Ich habe Hammeltalg mit. Hammeltalg ist das beste."

Gudmundson sagte, daß er sich noch niemals durchgeritten habe.

„Please!" sagte der Photograph. Gudmundson ritt zur Seite.

Endlich war auch die zweite Aufnahme fertig.

Gudmundson ließ seine Pferde traben. Overweg ritt flott neben ihm her. Sein Gaul hatte einen sehr leichten Trab, stieß nicht und gehorchte dem leisesten Zügelwink. Ein Zug nach links: das Pferd bog nach links. Ein Zug nach rechts: es bog nach rechts ein. Ein straffes Anziehen: es blieb sofort stehen. Der Apotheker versuchte es mehrere Male; es glückte immer wieder. Er hatte gar nicht gewußt, was für ein guter Reiter er war.

Schon waren sie aus der Stadt hinaus und ritten über die breite, langgestreckte Straße, die in leichten Wellen über die Ebene lief. Overweg fühlte sich im siebenten Himmel. Das war etwas anderes, als das Reiten auf den Mauleseln in Ägypten. Und davor hatte er sich gefürchtet?

Eine kleine Staubwolke wurde in der Ferne sichtbar. Er hob sich in den Steigbügeln. „Das sind sie; wir haben sie schon eingeholt."

Der Isländer hatte schärfere Augen. „Nein. Es ist nur ein Automobil."

Nur ein Automobil!

Der Apotheker fühlte, wie sein Herzschlag aussetzte. Nur ein Automobil! Jetzt waren die großen in der Sonne blitzenden Glasscheiben der Scheinwerfer schon deutlich erkennbar. Gleich mußte das Automobil heran sein. Dann kam die Katastrophe.

Ein Fauchen, Rattern, Knattern . . . Da brauste es heran. Mit geöffnetem Auspuff. Dritte Geschwindigkeit! Overweg biß die Lippen aufeinander, schloß krampfhaft die Augen. Jetzt — war es vorüber.

Er öffnete die Augen, schaute sich verwundert um, befühlte seine Arme und Beine. Nichts war geschehen. Stumpfsinnig wie zuvor trottete sein Pferdchen weiter. Es war nicht gestiegen, es war nicht zur Seite gesprungen, es war nicht einmal erschreckt zusammen gefahren. Er klopfte ihm befriedigt den Hals. In seiner Herzensfreude hätte er es am liebsten umarmt.

„Du bist ein braves Tier, du bist ein gutes Tier. Nein, was du für ein gutes Tier bist!"

„Das Pferd ist schon müde", sagte Gudmundson, „die Mietspferde ermüden alle schnell. Sie sind nicht viel wert."

Der Apotheker widersprach. „Dieses hier ist ein ausgezeichnetes Pferd. Es geht sehr gut. Ich will immer auf diesem Pferd reiten. Wie heißt es denn?"

Gudmundson wußte es nicht; vielleicht hatte es gar keinen Namen.

„Dann wollen wir", Overweg dachte nach, „dann wollen wir es Bucephalus nennen. Der Bucephalus war auch ein gutes Pferd. Haben Sie das in der Schule gehabt?"

Gudmundson bejahte; aber er meinte, daß der Bucephalus sehr wild gewesen wäre, so wild, daß nur Alexander der Große auf ihm reiten konnte.

„Jedes Pferd ist wild. Das ist gewissermaßen seine natürliche Veranlagung. Aber es ist nur so lange wild, bis der richtige Reiter kommt."

Er war sehr stolz auf seine Reitkunst geworden. Nicht einmal vor dem Automobil hatte sein Pferd gescheut, weil er es so fest in der Hand hatte.

„Die Hauptsache bleibt gewissermaßen, daß man richtig reiten kann. Dann wird man mit jedem Pferd fertig. Nicht wahr, mein gutes Tierchen, mein Bucephalus?"

Der Bucephalus nieste und stolperte. Der Apotheker rutschte plötzlich nach vorn und wäre kopfüber herunter gefallen, wenn er nicht schnell den Hals seines Pferdes umklammert hätte.

„Ho, hopp. Nein, das darfst du nie wieder machen. Dann kann Herrchen ja hinfallen. Nein, das machst du nicht wieder."

Der Bucephalus war stehen geblieben.

„He — hei", machte Gudmundson und schwang seine lange Peitsche. Da setzte sich der Bucephalus wieder in Bewegung. Aber er ging nur noch Schritt. Er war zehn Minuten lang getrabt und mehr durfte man von ihm nicht verlangen. Er war kein Rennpferd.

Gudmundson wollte ihn mit der Peitsche antreiben. Aber Overweg verbat es sich.

„Wenn er Schritt gehen will, kann er auch Schritt gehen. Wir werden sie schon einholen. Der Schritt ist für ein Pferd die richtigste Gangart, vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus."

Eine halbe Stunde ritten sie schweigend im Schritt auf der schönen breiten Landstraße, die aus Lavastaub und Lavageröll erbaut ist. Rechts und links von ihnen breiteten sich weite Rasenflächen. Wieder wurde eine Staubwolke sichtbar.

„Da ist schon wieder ein Automobil", sagte der Apotheker. Er war ganz ruhig. Auf seinen Bucephalus konnte er sich verlassen.

Der Isländer hielt die Hand schattend über die Augen. „Nein, es ist ein Pferd. Vielleicht ist es eines von den unseren, das abseits gelaufen ist. Die Pferde brechen hier oft aus, um zu grasen."

Er äugte scharf nach vorn. Plötzlich schrie er auf.

„Reiten Sie zur Seite! Es trägt einen Sattel. Es muß jemanden abgeworfen haben. Ich will es einfangen."

Schon war er voraus galoppiert und stellte sein Pferd quer über den Weg. In langen Sätzen trabte der Flüchtling heran. Da flog ihm die Peitsche entgegen, traf ihn aufs Maul. Er prallte zurück, blieb stehen und schüttelte unwillig den zottigen Kopf. Gudmundson haschte die am Boden nachschleifenden Zügel. Dann erwartete er den langsam herankommenden Apotheker.

„Was für ein Pferd ist das? Gehört es zu uns?"

Gudmundson hatte bereits das kleine Etikett gelesen, das alle isländischen Mietspferde in den Schwanz eingebunden tragen.

„Ja, es gehört zu uns. Es muß jemanden abgeworfen haben. Wir werden es gleich wissen. Da vorn halten sie noch."

Frau Enkelmann saß auf der Landstraße im Schmutz und schimpfte. Das schlechteste Pferd hatte man ihr gegeben. Sie hatte es gleich gewußt. So viel verstand sie auch von Pferden, um zu wissen, daß ihr Pferd das allerschlechteste war.

Ratlos stand neben ihr der alte Eynarson und redete isländisch auf sie ein. Minchen saß im Sattel, sie hielt weinend ihr Taschentuch in der Hand und schaute traurig auf die arme Mutter herunter. Sie wäre gern abgestiegen, um ihr zu helfen; aber es war so furchtbar schwer, nachher wieder in den Sattel zu kommen. Packpferde und ledige Gäule grasten am Wegrain und rauften die spärlichen Grashalme. Einige hundert Meter voraus ritten Dr. Heinicke mit Hedda und Elterlein, arglos und fröhlich, ohne

Kenntnis der Katastrophe, die sich unmittelbar hinter ihnen abgespielt hatte.

Als Overweg und Gudmundson heran waren, gab Minchen, noch immer weinend, die notwendigen Aufklärungen. Sie hatten am Wegrain eine halbe Stunde gerastet, um die Nachzügler zu erwarten. Endlich hatten sie sie herankommen lassen. Da hatten sie wieder aufsitzen und weiterreiten wollen. Alles war gut gegangen. Nur das Pferd der Mutter hatte nicht mehr mitlaufen wollen. Da hatte ihm der Führer einen Schlag gegeben. Und da war es geschehen. Das Pferd hatte einen Seitensprung gemacht und die Mutter war aus dem Sattel geglitten.

„Aus dem Sattel geglitten! Minchen!" Frau Enkelmann kreischte in den höchsten Tönen. „Minchen! wie kannst du so etwas sagen? Kopfüber bin ich herab gestürzt. Ich hätte das Genick brechen können. Und ich habe mir auch alles gebrochen. Es war ein fürchterlicher Sturz."

„Wenn die Lady mir erlauben will, ihr zu helfen," sagte Gudmundson, „ich studiere Medizin. Was hat die Lady gebrochen?"

„Alles!" wiederholte Frau Enkelmann, fest entschlossen, ihren Platz nicht aufzugeben. So lange sie hier saß, konnte sie nicht herunter fallen. „Alles! Genügt Ihnen das? Oder ist es vielleicht noch zu wenig?"

„Wenn uns die Lady erlauben will, ihr zu helfen! Vielleicht kann die Lady aufstehen." Gudmundson nahm sanft ihren linken Arm. Eynarson trat an die andere Seite.

„Tante Therese, versuch es doch! Du kannst doch nicht hier sitzen bleiben!" bat Dietrich Overweg.

Frau Enkelmann ergab sich seufzend in ihr Schicksal. Endlich stand sie auf den Beinen, ein wenig beschmutzt, doch unversehrt. Minchen steckte ihr Taschentuch wieder ein. Gudmundson führte das eingefangene Pferd vor, hielt ihr die Hand zum Aufsteigen hin. Doch gegen diese Zumutung wehrte sie sich energisch.

„Nein. Auf dieses Pferd setze ich mich nicht wieder. Es ist ein ganz gemeines Tier. Es hat mich gleich so bösartig angesehen. Nicht zehn Pferde bringen mich noch einmal darauf. Nicht zehn Pferde!"

Gudmundson wußte nicht, was die Lady mit den zehn Pferden wollte. Sie hatte doch schon von dem einen mehr als genug. Er ritt mit Eynarson auf die Wiese, um die grasenden Tiere zu sammeln; indessen beriet der Apotheker mit der Tante und Minchen.

„Tante! Du mußt wieder aufsitzen, liebe Tante! Es war doch nicht so schlimm."

„Nicht so schlimm? Bist du schon einmal vom Pferde gestürzt?"

Er mußte bekennen, daß er diese Lebenserfahrung noch nicht gewonnen hatte. Das einzige Mal, da er auf einem pferdeähnlichen Tier gesessen, war in Ägypten gewesen. Und da hatte ein Treiber das Maultier gehalten.

„Dann kannst du auch nicht mitreden, mein lieber Dietrich. Es ist furchtbar gewesen."

„Aber wir können doch nicht den ganzen Tag hier bleiben, Tante. Das siehst du doch ein."

„Ja, Mutter, das mußt du doch einsehen. Wir müssen weiterreiten. Die anderen sind schon ganz vorn."

Von zwei Stellen bedrängt, gab Frau Enkelmann nach. „Es ist gut. Ich werde weiterreiten. Ihr wollt meinen Tod."

Sie wartete eine Weile auf Widerspruch. Doch, da keiner folgte, fuhr sie fort: „Aber auf dieses Tier setze ich mich nicht wieder. Wir werden tauschen, Minchen! Steig ab!"

Minchen hielt ihr Pferd fest am Zügel. „Nein, Mutter. Das kannst du nicht verlangen. Wo mir das Aufsteigen so schwer wird. Und überhaupt mein Pferd ist auch nicht besser. Vorhin, wie das Auto vorbeikam, ist es ordentlich zur Seite gesprungen. Da wäre ich auch beinahe heruntergefallen."

Frau Enkelmann erkannte, daß sie bei diesem Tausch nichts gewinnen würde.

„Dietrich! Dann wirst du mir dein Pferd geben. Es sieht viel sanftmütiger aus. Und das Aufsitzen macht dir auch keine Mühe bei deinen langen Beinen."

Der Apotheker umklammerte mit den Schenkeln den Bauch seines Gaules. Seinen Bucephalus hergeben? Niemals!!

„Nein, Tante. So gern ich es täte. Aber es geht nicht. Wir beide sind gewissermaßen schon an einander gewöhnt. Es will nur von mir geritten werden. Nicht wahr, mein gutes Tierchen, mein Bucephalus?"

Sie mußte stärkere Saiten aufziehen.

„Dietrich, du bist nicht galant gegen Damen. In Zwickau sind die Herren viel galanter! Und überhaupt! Wo wir doch nur deinetwegen mitgekommen sind."

Dietrich Overweg blieb sitzen. Die Tante hatte recht; sie konnte alles von ihm verlangen — außer dem Bucephalus.

Sie erkannte, daß sie auch das letzte sagen mußte.

„Dietrich! Denk an heute Nacht! Hast du es ganz vergessen? Ich glaube, daß du mir den kleinen Dienst schuldig bist."

Da stieg er schweigend vom Pferd, hielt es am Zügel und half ihr in den Sattel. Als die beiden Führer, die ledigen Pferde vor sich hertreibend, herankamen, war der Umtausch vollzogen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Tigerweibchen.

Skizze von Wilhelm Heydrich.

Eines Tages hatte Neuyork wieder seine Sensation.

Der junge Vandersteyn, ein Millionärssprößling der Fifth Avenue, ein berüchtigter Jäger vor dem Herrn, hatte während seines letzten Jagdausflugs nach Bengalen eine Tigerin lebendig gefangen und diese außergewöhnliche Jagdtrophäe dem Zoologischen Garten in Bronx Park geschenkt, damit sie dort nicht nur der Schaulust und Belehrung der Menge, sondern auch der Verbreitung seines Ruhmes diene.

Die Zeitungen hatten — wie gewöhnlich — die nötige Reklame gemacht, Interviews waren erschienen. Vandersteyn selbst hatte eine sehr lebhafte Schilderung des Fanges gegeben, die von einem seiner Reisegefährten durch jene Einzelheiten ergänzt wurde, die der Jäger in edler Bescheidenheit verschwiegen hatte. (Lebensgefahr! Vandersteyns linkes Hinterbein wäre sicher von der rasenden Bestie zermalmt worden, wenn er ihr nur 100 Meter näher gestanden hätte!) Photographien zeigten das Untier in seinem Kistenkäfig, während der Jäger mit dem Mordgewehr furchtlos daneben stand. Außerdem war der Fang auch kinematographisch aufgenommen worden; der Film lief in der 14. und 23. Straße, wo die größten Kinos sich befanden.

Kurzum, es war ein Spektakel, wie es nur in Neuyork möglich ist, um die Eitelkeit eines jungen Millionärs zu befriedigen. Überflüssig zu sagen ist es, daß halb Neuyork in diesen Tagen nach Bronx Park hinauspilgerte, um Vandersteyns berühmtes Tigerweibchen zu sehen. — —

Als der größte Lärm verhallt war, sagte ich zu meinem Boardkollegen Jonny, daß wir uns die Bestie nun auch einmal ansehen könnten. Ein menschenfressender Tiger sei immerhin interessant, wenn er sich einen so fetten Braten wie Vandersteyn habe entgehen lassen. Jonny meinte zwar, er glaube, daß die Vandersteyns mehr Menschenleben auf dem Gewissen hätten als sämtliche Tiger in Bengalen und eher in einen Raubtierkäfig gehörten als diese, doch immerhin, — er wäre also mit von der Partie!

„Kennst du die Vandersteyns?" fragte ich beiläufig.

„Ein bißchen," erwiderte er vorsichtig. „Es ist auch dort nicht alles wie es sein soll, aber dem Jungen ist noch nie etwas anderes nachzuweisen gewesen als seine snobistische Aufgeblasenheit. Der Alte ist weiter nichts als ein Dollarmacher." —

Es war ein wundervoller Sonnentag.

Wir fuhren mit der Hochbahn über den Harlaem River bis nach West Farms und bogen linker Hand durch das riesige Löwentor in diesen schönsten Tiergarten der Welt ein.

Gewaltige Bäume beschatteten die Wege, die um die Mittagszeit wenig begangen waren. Über weite Wiesenflächen galoppierten dumpfdonnernd Büffelherden dahin. Antilopen, Kamele, Rotwild stand äsend im Schatten oder wälzte sich im Grase. Vogelgeschrei und Affengezeter klangen herüber. Hier und da lugten hübsche Tierhäuser aus dem Grünen. Tabakrauchende alte Männer saßen auf den Bänken, und auf den Spielplätzen tobten Kinderscharen unter den Augen gelangweilter Gouvernanten.

Wir hatten Zeit und suchten daher gemächlich unseren Weg nach dem Mittelpunkt des Gartens, — jenem weiten, blumenbedeckten Platz, um den sich die gewaltigen, glasbedachten Raubtierhäuser ziehen.

Dicke, beizende Luft, die fast den Atem nahm, umfing uns, als wir eintraten. Das Sonnenlicht fiel goldgrün durch die Glasscheiben der Dächer. Eine geheimnisvoll durchleuchtete Dämmerung erfüllte die langgestreckten Hallen.

Hinter den Eisengittern huschten die ruhelosen, gelben Schatten der großen Katzen lautlos hin und her. Man hörte nur das leise Schlürfen der samtenen Sohlen auf dem Holze, das taktmäßige Aufklappen der Krallen. Hier und da erklang ein unterdrücktes, leises Mauen, das hilflos, hoffnungslos verwimmerte. Sonst war alles still — jene unheimliche, aufreizende Stille herrschte, die voll bewegten, bösen Lebens ist, aus der zu jeder Sekunde der Aufschrei einer rasenden Wildheit brechen kann, — jene unheimliche

Stille der Urwälder, die mehr beängstigt, als beruhigt, die Gefahren und geheimnisvolle Schrecknisse ahnen läßt. —

Rastlos strichen die wilden Tiere an ihren Eisengittern vorüber, gleichgültig gegen alles, was gaffend davorstand. Die gelben Augen glitten über uns hinweg, als wären wir nicht vorhanden. Hin und her ging ihre Wanderung, — von Wand zu Wand, — nur unterbrochen von kurzen, unruhigen Nächten. So wanderten sie auf dem engen Raume tage-, wochen-, jahrelang.

Wir gingen langsam an den Käfigen vorüber, beklommen von den beizenden Ausdünstungen der Tiere, die alle Nerven unmerklich erregten. Wir musterten die armen Kreaturen, die zu einem tödlichen Vegetieren zwischen Holz und Eisen verurteilt waren. Beengtes Mitleid erstickte jedes Wort, denn die Bewunderung ihrer gezähmten Anmut wollte nicht recht aufkommen und uns fröhlich stimmen. Diese wilde Schönheit hinter Eisengittern hatte etwas Entmutigendes, Trostloses, Verlorenes, das uns bedrückte.

Plötzlich stockte der Fuß, und wie gebannt blieben wir stehen!

Ein schneidender, rauher Schrei gellte irgendwo am Ende der Halle auf, — ein Aufschrei, dem ein heiseres Brüllen folgte, das stoßweise aus einer zusammengepreßten Brust hervorbrach und die Luft erschütterte.

Dieses Gebrüll war schrecklich anzuhören! Erst klang es wie das Stöhnen eines Erstickenden, dann wie das Heulen einer grenzenlosen Verzweiflung, daß alle Nerven qualvoll erzitterten. Dann wurde es ein fürchterliches Röcheln, um schließlich wie ein jammervolles Kinderweinen zu verzittern . . .

Die Tiere ringsum waren beim ersten Aufklang dieser Laute regungslos stehengeblieben und starrten wie hypnotisiert nach der Richtung, aus der die Töne kamen. Kaum aber war es dort wieder still geworden, als sie in ein erregtes Winseln ausbrachen. Sie richteten sich an den Gittern auf, sprangen in wilden Sätzen an den Wänden hoch, fielen zurück und begannen wie irrsinnig hin und her zu rasen, als wären auch sie von einer plötzlichen Angst gewürgt die sie trieb, einen Ausweg aus ihren engen Käfigen zu suchen. Die Halle war plötzlich wie erfüllt von Angst und Schrecken, die alles umherjagten — vergeblich und voll Jammer!

Jonny und ich sahen uns wortlos an.

„V a n d e r s t e j n s T i g e r —", flüsterte Jonny dann. „So heult nur ein Tier, dem die verlorene Freiheit noch im Blute steckt."

„Aber das ist ja fürchterlich", murmelte ich, um nur etwas zu sagen.

Er sah sich beängstigt um.

„Manche — die meisten gehen daran zugrunde. Es ist eine namenlose Quälerei! — — Komm laß uns sehen." —

Ringsum in den Käfigen war alles wieder still geworden.

Wieder nur das schleichende Schlürfen auf den hölzernen Bohlen, das spitzige Aufschlagen der Krallen, das gepreßte, glühendheiße Atmen der Tiere.

Zögernd schritten wir dem Ende der Halle zu.

Das Sonnenlicht brach grünlich durch das Glasdach und flimmerte in der dicken, scharfen Luft.

Im letzten Käfig der Reihe fanden wir endlich Vanderstejns berühmte Tigerin — ein prachtvolles, ausgewachsenes Tier von wundervoller Zeichnung.

Die Tigerin strich wie die anderen großen Katzen ruhelos im halbdunklen Käfig auf und nieder. Doch unter dem roten, schwarzgestreiften Fell, an der schneeweißen Brust, arbeiteten die mächtigen Sehnen und Muskeln wie im Krampfe. Das war die Menschenfresserin, das Tigerweibchen, das noch vor wenigen Wochen frei durch die Dschungeln streifte und jetzt der Neugier einer gaffenden, sensationslüsternen Menge ausgestellt war. —

Ich war ganz versunken in den Anblick der wundervollen Bestie, als Jonny mich leise anstieß.

„Was gibt's?"

Er wies mit den Augen nach dem Palmenwinkel, der den Käfig der Tigerin flankierte.

Halb verborgen von den grünen Fächern stand eine junge, elegante Dame, die sich mit beiden Händen an der Barriere vor dem Käfig festklammerte und mit starren Augen den Bewegungen des Tieres folgte.

Sie schien in heftiger Aufregung zu sein, ihr schmales Antlitz war blaß wie die Wand, und ihre Hände zitterten nervös.

„Wer ist das", fragte ich leise. „Kennst du sie?"

„Majorie Baker", raunte Jonny. „Majorie Baker — Kupfer-Bakers Tochter — — Vanderstejns Braut! — — Was mag sie hier tun?"

Die Tigerin strich rastlos durch den Käfig, und ihre bernsteingelben Augen wanderten. Die junge Lady schien wie hypnotisiert von ihren Blicken. Helle Tränen drangen unter ihren Lidern hervor und rannen über die schmalen, blassen Wangen.

„Da ist etwas nicht in Ordnung", brummte Jonny. „Ich kenne ihren Vater. Vielleicht kann man ihr helfen."

Er trat auf die junge Dame zu und grüßte.

„Miß Baker, — was fehlt Ihnen? Warum weinen Sie?"

Sie schüttelte den Kopf, ohne ihn anzusehen.

„Kann ich Ihnen beistehen, Miß Baker?"

„Das arme Tier!" — Sehen sie doch nur! Das arme Tier!"

Jonny sah sich ratlos nach mir um.

In diesem Augenblick stieß die Tigerin ihr dumpfes Stöhnen aus. Ihre Krallen gruben sich knirschend in das Holz und begannen zuckend lange Splitter herauszureißen. Ihre weiße Kehle schwoll an, und jäh brach jenes schneidende, heisere Gebrüll aus ihr heraus, das uns vorhin bereits in Schrecken versetzt hatte . . .

Und plötzlich sprang sie mit einem mächtigen Satze gegen das Gitter an, schlug die Pranken in Eisen, Holz und Stein, als wollte sie sich gewaltsam einen Ausweg bahnen. Endlose Verzweiflungsschreie stieß sie aus, die wie das Geheul eines Tobsüchtigen die Luft erbeben ließen.

Mitten hinein in den fürchterlichen Lärm gellte der Schrei Miß Bakers.

„Wärter! Wärter!" Und dann krallte sie die Hände in Jonnys Ärmel. „Helfen Sie doch! Helfen Sie doch um Gotteswillen!" Und plötzlich sinnlos kreischend: „Die Augen! — Sehen Sie nur die Augen!!"

Die Tigerin stand hochaufgerichtet an den Eisenstangen und hatte die weitgespreizten Pranken hindurchgestreckt. Mit weitoffenen Augen stierte sie ins Leere. Die gelbe Iris war zu einem schmalen Ring geworden, doch in der Tiefe der nachtschwarzen Pupillen schienen grelle Strahlen zu zucken, purpurne, grüne Flammen züngelten darin, daß es unerträglich war hineinzusehen.

„Sie ist ja wahnsinnig!" schrie Miß Baker auf. „Wie kann man eine Kreatur so quälen! — Man muß sie freilassen! — Man muß sie töten!"

Wir wagten nicht das hysterische Mädchen von dem Käfig fortzureißen. Wir waren selbst so entsetzt von diesem Schauspiel, daß wir nichts zu unternehmen vermochten. —

Endlich ließ der Verzweiflungskampf der Tigerin wieder nach. Dumpf fiel sie mit den Vordertatzen wieder auf den Boden zurück, wandte langsam mit einem schmerzvollen Stöhnen den mächtigen Kopf ab und verkroch sich dann im dunkelsten Winkel ihres Käfigs.

Jetzt kam auch der Wärter mit einem Glas Wasser.

Er war unzufrieden und geärgert.

„Nur ruhig, Miß Baker," sagte er. „Das ist doch nun einmal nicht anders in der ersten Zeit. Es geht vorüber. — Sie sollten nicht mehr herkommen, Miß Baker. Jeden Tag ist es dasselbe mit Ihnen. 's ist doch ärgerlich. — Wirklich," wandte er sich an uns, „die Herren sollten dafür sorgen, daß die Lady hier fortbleibt, wenn sie die Sache nicht ertragen kann!"

Wir führten Majorie Baker ins Freie hinaus. Sie war außer sich und beruhigte sich nur langsam.

„Es ist ein Verbrechen!" stieß sie hervor. „Ich dulde nicht länger, daß es fortgesetzt wird."

Und plötzlich dankte sie kurz und ließ uns stehen. —

— Wir sahen ihr nach, wie sie im Parke verschwand.

„Was hältst du davon?" fragte ich Jonny.

„Sie wird jetzt gehen und Vanderstejn eine Szene machen," sagte er achselzuckend. „Und morgen wird sie wieder hier sein, um die Sensation von neuem auszukosten. Diese reichen Mädel sind ja allesamt hysterisch, es ist ihnen nicht zu helfen." — — —

Diesmal behielt Jonny aber Unrecht.

Drei Tage später nämlich fand man das Tigerweibchen tot in seinem Käfig. Irgendjemand hatte dem Tiere Gift beigebracht und es auf diese Weise von seinen Qualen erlöst.

Natürlich gab es einen gewaltigen Spektakel. Vanderstejn tobte. Der Wärter, dem die Pflege des Tieres anvertraut gewesen, wurde entlassen; er schien sich aber nicht viel daraus zu machen. Gleich darauf wurde bekannt, daß die Verlobung Vanderstejns mit Majorie Baker auseinandergegangen wäre.

Wir dachten uns unser Teil.

Bald darauf ging Vanderstejn nach Afrika, um einen lebendigen Löwen zu fangen. Majorie Baker aber suchte Beruhigung ihrer Nerven in Europa und hat dort später einen römischen Conte geheiratet, der die Raubtiere in Ruhe ließ.

Verantwortlich für die Schriftleitung **Karl Bendisch** in Bromberg. Druck und Verlag von **A. Dittmann G. m. b. H.** in Bromberg.